

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 313.

Montag, 14. November

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

Schlus.

(Nachdruck verboten.)

Caclus wisperte weiter. Was sprach er? In hin und her taumelndem Bewußtsein hörte sie nur einzelne Worte.

„Der Vater — ja, das einzige Hindernis. Kein unüberwindbares, wenn du tapfer sein kannst. Seine Arme werden sich dir öffnen wie sonst, wenn er weiß, daß du glücklich bist. Ich habe Freunde in London, Jutta. Mit dem Standesbeamten, in dessen Bezirk wir wohnen, ist alles vorbesprochen und geordnet. Ein Paß für dich liegt auch schon bereit.“

Jutta warf einen hastenden Blick auf den Großvater. Noch tiefer hatte sein Kopf sich geneigt, er schien fest zu schlafen.

Näher beugte sich Caclus zu ihr hinüber, in der wilden Bestürzung ihres Herzens glaubte sie zu fühlen, wie sein Atem durch ihre Adern rann.

„Wir haben noch fünf Tage vor uns. Jutta, es wird Ruhe über dich kommen. Ich finde Gelegenheit, dir die Einzelheiten meines Plans auf das genaueste auseinanderzusetzen. Absichtlich habe ich mich hier in Mürren einquartiert, aber es hindert uns ja niemand, daß wir uns zu einem Sportausflug irgendwo treffen, und dann —“

„Nein“, keuchte sie wieder, „ich will nicht...“ Sie sah ihn nicht mehr an, sie wollte seine Augen nicht sehen — sie rückte ein klein wenig von ihm ab, weil sie ein Wachsen seiner Nähe zu spüren meinte. In der Gefahr dieser Minuten verslog alles Zärtlich-Schöne der Sinnenwonne, geliebt zu sein. Alle süße Poesie der Umwerbung entglitt in die pulsende Angst vor der Beutelust seiner Augensprache.

„Jutta, du spielst um mein Leben“, sagte er, und unwillkürlich hob sich seine Stimme und wurde lauter. „Ich will nichts für heute als ein kurzes Wort deiner Zustimmung. Oder nur ein Händedruck...“

Ein polterndes Geräusch — ein doppelter Ausschrei. Der alte Erlau schlug mit der Stirn auf den vor ihm stehenden Teller. Der Teller zerbrach. Der alte Erlau ließ die Arme fallen wie leere Röhren, sein Hüftenleib sackte nach links und stürzte vom Stuhl...

Caclus und Jutta knieten neben ihm und starrten in das rotblaue Gesicht mit der aufgeblähten Wange und dem verzogenen Mund. Jutta war selbst wie gelähmt vor Schrecken, sprachlos, nicht zittrig, starr in den Gliedern. Sixtus versuchte den Oberkörper des Alten zu heben, schwer fiel der Kopf in den Nacken zurück, als sei der Hals mit seinem diden Geäder unfähig, ihn zu halten.

„Lieber Gott!“ stammelte Caclus, dann jagte er in die Höhe und klingelte nach Kellnern und Wirt... „Wir müssen einen Arzt holen lassen...“

Nach einer handschriftlichen Bestimmung hatte Erlau gewünscht, daß seine Leiche eingäschert werden solle. Dies geschah im Berner Krematorium, draußen im Westen der Stadt, in aller Stille, denn die Nachricht von dem Tode des Letzten im Mannesstamm eines fast historisch gewordenen alten Geschlechts wurde erst einige Tage später durch die Zeitungen verbreitet, die lange und ehrenvolle Nachrufe brachten. So war denn die Trauergemeinde nur klein, die den unter Kränzen und Blumen verdeckten Sarg umgab: Grittie und Jutta, Döhler und Ewerle und hinter ihnen die Angestellten vom Erlenshof und Abgesandte der Arbeiterschaft. Fast versteckt unter den Leuten ein eleganter Herr im Kerpelz, sehr blaß, mit gedrückten Zügen — Charles Schmidt von Bürgli, den Döhler benachrichtigt und der aus Dijon gekommen war, wo er geschäftlich zu tun hatte, allwöchentlich und immer über Sonntag.

Caclus sah man nicht. Er hatte Jutta in ihrer Verzweiflung nach dem Schlaganfall, dem ihr Großvater erlegen, in liebevoller Weise hilfreich Beistand geleistet und war nach dem Eintreffen Gritties und Ewerles verschwunden ohne ein Lebewohl. Aber eine Abschieds-zeile von ihm bewahrte Jutta. Da hatte er ihr geschrieben:

„Liebe Jutta, es ist manches klarer in mir geworden. Ich bin kein gläubiger Christ, ich war immer ein Stück Fatalist. Der Tod Deines Großvaters in den Augenblicken, da ich dir meine Liebe aufdrängen wollte, traf mich wie eine Drohung des Schicksals. Er starb bei Deinem letzten „Ich will nicht!“. Ich trete nicht mehr in Deinen Weg, ich ziehe mit meinem Farbenkasten wieder in die Welt, aber die ist ja so klein, daß Du vielleicht doch noch einmal von mir hörst, und sei es auch nur durch eine schlechte Kritik. Und sollte dann in Deinem Bestimmungsglauben eine Änderung eingetreten und aus Deinem „Ich will nicht!“ ein lachendes „Ich will!“ geworden sein, so rufe mir nur die beiden Worte zu, dann komme ich — und wir schreiben unser Schicksalsbuch um, dem Rismet zum Trost. Dein Sixtus.“

Das war Sixtus, wie er lebte und liebte. Doch auch in Jutta war einiges klar geworden. Sie war über die Verworrenheit des Herzens hinaus, das süße Gefühl des Geliebtwerdens hatte sie nicht blind machen können vor der Welt der Dinge und dem Boden der Wirklichkeiten. Ihr „Ich will nicht!“ stand fest, aber sie hob den Brief von Caclus auf und sandte in Gedanken dem Schreiber herzliche Wünsche nach ins Unbekannte. —

Drei Tage später standen Ewerle mit Grittie und Döhler mit Jutta vor dem Notar Stämpfli in Spiez. Man hatte diesmal nicht bis zu den hängenden Gärten auf dem Dach des Stämpflischen Kleinwolkenstrahers fahren brauchen: der Notar empfing sie in seinem Arbeitszimmer, sichtlich bewegt über das Hinscheiden seines

alten Freundes Erlau, mit dem er ein Menschenalter lang in ewigem, immer reizvollem Zank gelebt hatte. Die Damen waren in Trauerkleidung, Jutta sehr blaß, Grittie vielleicht auch unter geschickter Verschönerung, jedenfalls gefaßt und ruhig — gewiß hatte der plötzliche Tod des Vaters sie schmerzlich berührt, sie war ja nicht unzugänglich tieferen Gefühlen, aber sie fand sofort eine Ubersärbung in dem tröstenden Gedanken, daß sie seinem Wunsch, sich ihm noch einmal „mit fröhlichem Gesicht“ zu zeigen, hatte erfüllen können.

Die Damen sahen, die beiden Herren standen hinter ihren Stühlen: Ewerle wie eine Statue aus Erz, die bewegungslos das Leben unter sich im Sein und Unsein vorübergleiten läßt. Döhler ein wenig lampenfiebrig in Hinblick auf das veränderte Szenenbild seiner Zukunft.

„Haben Sie die Entsagungsurkunde vorbereitet, lieber Stämpfli?“ fragte Grittie.

„Ihrer Order gemäß, jawohl“, antwortete Stämpfli, aber ich halte es für richtig, Ihnen zunächst den letzten Willen Ihres Vaters vorzulesen, den er mir zu treuen Händen übergeben hat. Prüfen Sie den Verschluß der Dokumente, eine Kopie der Urschrift hat er mir zu den Akten belassen.“

Grittie schaute flüchtig über die Siegel des grauen Kuverts, auch Jutta winkte nur dankend mit der Hand.

„Verzeihung, Herr Notar“, sagte Ewerle, „wenn ich mir einen Einwurf erlaube. Sie betonen, daß die Eröffnung des Testaments der Unterzeichnung der Entsagungsurkunde vorgehen müsse. Nun ist indes der Wunsch einer Erbschaftsentsagung seitens der Frau von Erlau Ihnen noch zu Lebzeiten ihres Vaters zugegangen. Sie selbst hatten sich nur mit der gebräuchlichen Formulierung zu befassen. Würde es also nicht korrekter sein, Frau von Erlau unterzeichnet zunächst das von ihr gewünschte Dokument, das zweifellos als der Testamentsöffnung vorangehend anzusehen ist?“

„Ich kann Ihren Standpunkt nicht teilen, Herr Senator“, erwiderte Stämpfli. „Es liegt die Möglichkeit vor, daß der Inhalt des Testaments den Entschluß der Frau von Erlau ändert. Das habe ich in juristischem, auch in menschlichem Sinne zu berücksichtigen.“

„Verstehe“, warf Grittie ein. „Ich entsinne mich unsrer letzten Unterredung im November. Damals gaben Sie mir den guten Rat, die kurze Zeit der Freiheit, die mir mein Vater noch gegeben hatte, ohne eigensinnige Kampfstellung gegen ihn zu nützen, denn, sagten Sie, Sie glaubten nicht an den Ernst seiner Absichten, sondern nur an einen Schreckschuß. Das waren Ihre Worte. Nicht so?“

„Jawohl, so ungefähr, Frau Grittie.“

„Aber zur selben Stunde, verehrter Freund“, fuhr Grittie fort, „teilten Sie mir auch offenerherzig mit, daß mein Vater mich höchstens auf mein Pflichtteil setzen könne, falls ich seinen Wünschen nicht nachkommen wolle. Im Grunde genommen widersprachen Sie sich also — oder aber die Schreckschußdrohung war eine Erfindung Ihres guten Herzens.“

„Wollen wir darüber noch streiten?“

„Nein! Als ich mich von Ihnen verabschiedete, war auch der Streit mit mir selbst zu Ende. Ich nahm Ihren letzten Rat mit auf den Weg, mein Schicksal mit eigenen Händen zu formen. Das ist geschehen, mein Vater war damit einverstanden — ob mit oder gegen seine Willensmeinung, ist eine Frage, über die sich sein Grab geschlossen hat. Er hat auch gewußt, daß ich keinerlei Erbsprüche an seine Hinterlassenschaft erheben will — dafür sind Jutta und mein Verlobter Zeuge. Ich stimme also dem Verlangen des Herrn Ewerle zu, vor Verkündigung des Testaments die Entsagung zu unterzeichnen.“

Stämpfli schwankte einen Augenblick. „Jutta als Enkelin ist Miterbin“, sagte er, „ich muß auch sie befragen.“

„Ich bin der Ansicht meiner Mutter“, erwiderte Jutta. Döhler schüttelte den Kopf, es widersprach seiner Auffassung, doch er gab nach.

„Gut denn“, nahm Stämpfli wieder das Wort. Schließlich handelt es sich um eine Formalität, die man

verschieden deuten kann. Hier liegt die Entsagungsurkunde.“

Grittie erhob sich und setzte mit fester Hand ihren Namen unter das Papier.

„Geschehen“, sagte Stämpfli. „Nur noch eins, Grittie! Was Sie aus dem Testament entnehmen wollen, ist Sache Ihres Herzens. Vergessen Sie nicht, daß es der letzte Wille Ihres Vaters ist.“ Er reichte ihr den Briefauffschneider. „So öffnen Sie das Dokument!“

Grittie tat es, und der Notar verlas den Inhalt:

„Meine gesamte Hinterlassenschaft an Grund und Boden, Fabrikanlagen, Wertpapieren und Bargeld fällt nach meinem Tode unbeschränkt meiner Tochter Margarete, genannt Grittie, von Erlau, zu und als Nacherin meiner Enkelin Jutta Döhler. Sämtliche früheren Testamentsbestimmungen werden dadurch aufgehoben. Ich verbiete die Siegelung meines Nachlasses.“

„Erfennen Sie die Unterschrift an?“

„Ja“, entgegnete Grittie, „und auf Ihre Mahnung von vornhin antworte ich, daß ich in diesem letzten Willen meines Vaters nichts anderes als seine Liebe und seinen Gerechtigkeitsfönn sehen kann. Ob alles das, Stämpfli, was vorherging, Schreckschuß war, oder ob Sie ihn erst zu einer Sinnesänderung veranlaßt haben, ich grübele darüber nicht — nein, ich löse alles in meinem Gedächtnis, was trübe und traurig war, ich will immer nur aus gutem Tochterherzen an ihn denken, der auch als Vater ein Erlau war.“

Döhler allein empfand, daß fast ein wenig Melodramatik durch Gritties Worte klang. Aber auch das war ganz gut so als Abschluß dieser feierwürdigen Stunde. Ewerle zog Gritties Arm eng unter den seinen, und Jutta, wieder leicht gerührt, küßte die Hand ihrer Mutter.

Damit war vorüber, was an Geschäft und Weihe zu erledigen gewesen war. Unten vor dem Hause standen die Schlitten, da nahm man auch Abschied.

„Am siebzehnten Februar sehen wir uns wieder, Mama“, sagte Jutta.

„Ja, mein Herz“, antwortete Grittie, „vielleicht auch schon vorher, solltest du inzwischen Verlobung feiern.“

Jutta lachte in ihren Armen. „Ach, Mutter, ich bin ja eben erst neunzehn geworden und habe keinen hinter mir, der mich drängt. Ich finde schon mein happy end wie du — wenn es an der Zeit ist. Vorläufig braucht mich der Erlenhof — nicht wahr, Papa?“

Döhler sah schon in seinem Schlitten, Zukunftshoffen und Zukunftsorgen im Kopf, und nickte.

„Grüßt mir den alten Erlenhof“, rief Grittie ihnen noch zu, „und grüßt mir auch Sohnmann und Dorische Gäule.“ Das verlang schon im Schellengebimmel der die Schneedecken, man fuhr davon, die einen zum Bahnhof und heraus aus den Bergen, die andern mitten hinein in das geliebte Land.

— Ende! —

Eine Stunde . . .

Eine Stunde Sonne
Am langen Regentag
Füllt das Herz mit Sonne,
Macht froh den hängen Schlag.

Eine Stunde Freude
So dann und wann einmal —
Ist wie helles Leuchten
Im dunklen Erdental.

Eine Stunde Lauschen
Dem Atem dieser Zeit —
Kündet fremdes Rauschen
Vom Sein der Ewigkeit.

Eine Stunde Liebe
Solang das Herz noch bebt —
Glück ist dem beschieden,
Der diesen Stunden lebt!

F. W. Riemer.

Verfemt.

Von Max Halbe.

Max Halbe, der Dichter der „Jugend“, hat seinen Grünen Heinrich geschrieben. Unter dem Titel Scholle und Schicksal“ erzählt er die Geschichte seines Lebens. Mit Erlaubnis des Verlags Knorr und Hirth, München, entnehmen wir dem Band das nachstehende tragikomische Jugenderlebnis.

Am 2. Juni 1878 schoß Kobiling auf den unter den Linden vorbeifahrenden alten Kaiser und verwundete ihn schwer. Zuerst schien es, als werde der einundachtzigjährige Mann nicht wieder aufkommen. Nur zu begreiflich, daß die Volkswut groß war und überall Anarchisten und Vaterlandsfeinde witterte, auch wo keine waren. Auch ich sollte ein Opfer jener Psychose werden.

Man schrieb das Jahr 1879. Der alte Kaiser war gegen alles Erwarten wieder genesen. Zu Ende August wurden in Ostpreußen, nahe der russischen Grenze, die großen Mäander abgehalten, an denen der alte Herr wieder teilnehmen konnte. Seine unverwundliche Lebenskraft hatte alles überstanden. Anfangs September — es war um den Tag der Sedanfeier herum — sollte die Rückreise des Kaisers über Marienburg stattfinden. Am Bahnhof würde der Hofzug ein paar Minuten halten und von den Spitzen der Behörden begrüßt werden. Alle Schulen hatten am Bahnhof Aufstellung zu nehmen. Die Aufregung bei uns war groß. Ein schulfreier Tag obendrein. Und man würde den alten Kaiser zu sehen bekommen, der schon eine fast sagenhafte Gestalt war.

Der große Tag war da. Ein heiterer spätsommerlicher Vormittag, nachdem der weiße Septemberhimmel sich gelichtet hatte. Wir umgaben, nach Schulen und hier wieder nach Klassen geordnet, in langgestrecktem Reckted das Bahnhofsgebäude. Es traf sich, daß unsere Untersekunda gerade den freien Ausblick auf die Bahngleise hatte und also Hoffnung für uns bestand, des Kaisers auch wirklich ansichtig zu werden. Dies sollte sich erfüllen, wenn auch auf unerwartete Weise. Ich befand mich in der ersten Reihe der Klasse; vermutlich hatte man uns nach der Größe aufgestellt, so daß die Kleinen nach vorne kamen. Gerade hinter mir stand einer von den „Alten“ der Klasse: eben derjenige, der mein eigentlicher Todfeind und der Anstifter aller gegen mich gesponnenen Ränke war. Wenigstens hielt ich ihn dafür, und was dann geschah, hat mir recht gegeben.

Der Zug war bereits von Elbing her gemeldet und konnte jeden Augenblick eintreffen. Wir waren alle im Fieber der Erwartung. Die Bahnlinie machte vor der Einfahrt eine scharfe Biegung um den sogenannten Galgenberg herum. Hier war in alter Zeit die Richtstätte von Marienburg gewesen; seine Bestimmung war noch nicht vergessen. Wir hatten alle unsere Blicke dorthin geheftet, wo die Lokomotive des Zuges zuerst erscheinen mußte. Auch ich tat das gleiche, während meine Gedanken vielleicht um den Galgen kreisten, der einst sich dort erhoben hatte. Und was jetzt kam, war das Wert weniger Augenblicke. Der Zug tauchte plötzlich hinter dem Galgenberg auf und fuhr mit großer Geschwindigkeit in den Bahnhof ein. Wir waren ja darauf gefaßt und doch überraschte es die meisten von uns, so jäh vollzog sich die Einfahrt. Zu den ganz Aufmerkamen, die den Zug sofort erspäht hatten, gehörte auch mein feindlicher Hintermann. Er riß sofort seine Kopfbedeckung herunter und rief aus Leibeskräften: Es lebe der Kaiser! Hoch! Hoch! Viele von uns, vielleicht die meisten, stimmten auf der Stelle ein. Das ging so schnell, daß der Zug noch gar nicht im Bahnhof war, als schon die Rufen flogen und die Hochrufe daherbrausten.

Mir kam das alles zu rasch. Ich stand, trotz aller Spannung, zerstreut, verträumt wie immer, dachte wohl auch, des Widerspruchsgesistes voll, der ganze Jubel sei verfrüht, es sei Zeit genug dazu, wenn der Zug im Bahnhof sei. Jedenfalls lag mir nichts ferner, als den alten Herrn nicht grüßen zu wollen, vor dem als dem Begründer des Reichs auch ich den höchsten Respekt hatte. Einerlei, was mir durch den Kopf schoß, ich hatte keine Zeit zur Besinnung, denn mein Hintermann, wahrnehmend, daß der verhaßte Feind noch mit der Mühe auf dem Kopf dahebt, schlägt sie mir, gerade als ob er eben auf dieses gewartet habe, von hinten herunter und schreit über die Menge hinweg: „Er hat den Kaiser nicht begrüßt! Er hat den Kaiser nicht begrüßt!“ Alle Blicke wenden sich mir zu. Neugierde, Verblüffung, Haß, Feindschaft in aller Augen. Mich packt blinde Wut, Raserei: habe ich das gemollt? Ist das Gerechtigkeit? Ein Schurkenstreich! Das Blut schießt mir zu Kopf. Blind vor Zorn, mit einem jähen Ruck, wende ich mich um, schlage mit geballten Fäusten auf meinen Hintermann los. Der, einen Augenblick verblüfft, schlägt mit den Fäusten zurück, wir packen uns, balgen uns... Inzwischen ist der Hofzug — ich wiederhole, es ging alles

schnell wie der Blitz — nun wirklich im Bahnhof angelangt, bremst, steht. Der Salonwagen des Kaisers hält gerade gegenüber unserer Klasse. Genau so hatten wir es uns ausgerechnet. Nur das Schauspiel der auseinander losholenden Jungen war nicht vorausgesehen. Schon werden wir von kräftigen Armen auseinandergerissen. Ich reiße mir die Stirn, die Augen, starre hinüber zum Zuge. Dort im offenen Fenster steht Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen, der noch die Freiheitskriege mitgemacht hat, zwei- undachtzigjährig, und schaut mit etwas verblüfftem Lächeln auf unsern eben unterbrochenen Hahnenkampf. Ja, ich sehe es wie heute, das lächelnde und gar nicht ungehaltene Greisenantlitz des alten Kaisers, der sich in diesem Augenblick gedacht haben mag: Schau! Schau! Wird das noch immer gemacht?

Hofzüge halten nur kurz. Auch dieser war nach wenigen Augenblicken verschwunden. Das Ganze erschien mir wie eine Vision. Hatte ich es geträumt oder war es wirklich? O ja! Es war nur zu wirklich! Wie ich aus den Reihen der aufgestellten Klassen fortgekommen bin und den weiten Weg vom Bahnhof nach den Hohen Lauben hinter mich gebracht habe, ist mir nicht mehr erinnerlich. Mein Bewußtsein lehrte erst wieder, als ich nach einer halben Stunde, ich weiß nicht mehr warum, den Marktplatz von meinem Hause nach den Niedern Lauben überquerte. Da kommt mir der ganze Troß des Gymnasiums im geschlossenen Zuge vom Bahnhof her entgegenmarschiert: ein unabsehbarer Heerwurm. Und in aller Augen entdecke ich wieder, wie vorhin, nur noch verdoppelt, verdreifacht, Ablehnung, Feindschaft, Haß, Wut. Als ich am nächsten Morgen in die Klasse kam, fand ich die Bescherung vor: keiner sprach mit mir. Ich war boykottiert.

Beinahe ein Jahr hat dieser erbauliche Zustand gedauert. Vom September 1879 bis zum Juni 1880. Also noch ein gutes Stück in die neue Klasse, in die Obersekunda hinein. Zuerst war es schrecklich. Schien unerträglich. Aber dann fing ich an mich daran zu gewöhnen. Ich biß die Zähne zusammen und sprach mir zu, daß es wohl so sein müsse. Es werde wohl auf meinem Wege so liegen.

Wie die Dinge lagen, konnte der Vorfall am Bahnhof nicht ohne Folgen von amtlicher Stelle bleiben. Er hatte sich angesichts des ganzen Gymnasiums, ja der ganzen Stadt ereignet. Noch schlimmer: sogar der alte Kaiser hatte ihn vom Zuge beobachtet. Wer weiß, was noch für ein Rüssel zu erwarten war! Auch in einem Teil der Lehrerschaft herrschte starke Mißstimmung gegen mich. Es schien sich nun doch zu bestätigen, daß ich Anarchist war. Dies war schon seit längerer Zeit über mich erzählt worden.

Der Ordinarius stellte beim Direktor und beim Lehrertrat den Antrag auf meine sofortige Entfernung aus dem Gymnasium. Er konnte unter den harmlosen Lämmern seiner Untersekunda unmöglich ein so räudiges Schaf dulden. Immer deutlicher trat zutage, daß hier ein Kesseltreiben gegen mich, eine Art von Komplott im Gange war. Einige von meinen Lehrern waren vorurteilsfrei genug, dies zu durchschauen oder wenigstens zu vermuten.

Mein eigentlicher Retter aber wurde in diesem Fall der Direktor selbst.

Dr. Haydud war es, der mich schon wenige Tage nach jenem Vorfall zu sich ins Direktorialzimmer beschied. Ich kannte ihn noch kaum, da er nicht bei uns unterrichtete. Aber gelegentliche Klasseninspektionen hatten ihn auch zu uns geführt, dabei mußte ich wohl seine Aufmerksamkeit erregt haben. Nichts vom katerschwingenden Schultyrannen war an ihm, ein schlichter, natürlicher Mensch stand vor mir, als er mich mit seiner tiefen Stimme niedersehen und frei von der Leber weg reden hieß, wie alles gekommen sei. Ich hatte sofort Vertrauen, schilderte den ganzen Vorgang mit allem Drum und Dran, legte die Fäden des wirren Knäuels bloß, und schüttete mein Herz aus, das zum Brechen voll war. Es war die Sprache der Wahrheit und der Unschuld; und so wirkte sie auch auf Haydud. Er stand auf, klopfte mir auf die Schulter und sagte, ich sei ein tüchtiger junger Mensch und ich solle es mir nicht weiter zu Herzen nehmen. Er werde auch in Zukunft für mich sein, wie er es in diesem Falle sei, denn erst jetzt könne er mir sagen, daß meine Sache sehr schlecht gestanden habe. Und nun erfuhr ich von dem Antrag meines Ordinarius und von dem feinnaschigen Reß, das man für mich gesponnen hatte. Die feste Hand des Direktors zerriß es. Ich glaube, mir sind die Tränen heruntergelaufen, so sehr sich mein Sekundanerstolz auch dagegen wehrte. Aber noch heute frage ich mich, was bei der damals herrschenden Stimmung aus mir geworden wäre, wenn ich wegen eines solchen Delikts von der Schule gejagt worden wäre.

Athlet in Marseille.

Von Otto Rombach.

Als Francois Diquet die Straße der kleinen Marion herunterkam, hatte sich hinter seinem zweirädrigen Ziehstern ein Schwarm von Kindern zusammengetrotzt, der seinen Einzug begleitete. An der Place d'Azir, vor dem Triumphbogen, der wie überall in Frankreich in der Flucht breiter Straßen oder an freien Plätzen selbstherrlich aufgerichtet ist, entrollte er seine Matte. Jeanette, seine Frau, krag herunter von ihrem Thronsit auf der Höhe des Karrens, den Francois zusammen mit einem entlaufenen Matrosen aus Toulon durch die Vandtschaft zerrte. Sie kamen aus der Provence, wo sie ihre brüchige Matte vor den Tavernen ausgebreitet und ihre Kunststücke gezeigt hatten: Francois als Athlet und Jeanette als Athletin und beide zusammen als ein Ringkämpferpaar von ebenbürtiger Schwere. Guillaume, der Deserteur, schlug die Trommel dazu.

Nun legten sie ihre Geräte aus, Kugeln und Stemmgewichte, Hanteln und Expander. Francois ging in seinem breiten Mantel bedächtig einher, wie ein König. Er zirkelte mit einem verrosteten Färtnisfabel einen Kreis ab, der die Arena anzeigen sollte. Dort stellten sich die Zuschauer auf, die plötzlich aus allen Winkeln heraus und von den Bürgersteigen herunter kamen. Bald war die Arena dicht umzäunt von Menschen, die alle der Dinge harrten, deren sie Francois Diquet mit hoher Stimme versicherte. Aus den Bazaren, die Höhlen gleich in die dunklen Räume der Häuser hineinreichend, kamen die Mädchen gelaufen. Matrosen und Hafnarbeiter, Kinder und Fremde standen halb ungeduldig, halb beunruhigt herum. Da befahl Francois Diquet, nachdem er lange genug wie ein König vor ihren Augen promenierte hatte, die Trommel zu schlagen. Guillaume paukte auf das zerweckte Kalbsfell, daß es dröhnte, während Jeanette eine kleine Flöte blies. Dann warf Francois seinen Mantel ab und zeigte sich mit seinen herkulischen Muskeln, die prall, rund und fett verheißungsvoll ausluden. Er beugte die Arme, um das Spiel seines Bizeps zu zeigen. Er stampfte mit dem Fuß in Ausfallstellung und wog seinen Körper in der Standwaage. Jeanette lächelte über ihn hin.

Aber Francois Diquet, dem es bewußt war, daß man das Geld halten mußte, bevor die Leute davonliefen, ging zunächst mit kleinen Rollen aus weißem Papier an dem Spalier entlang und bot die Scheine als Lose zum Kauf an. Zwei kleine Schachteln schwarzer Zigaretten und eine dünne Packung Streichhölzer entfielen als Gewinn auf jedes Duzend seiner Lose. Francois beglückwünschte die Gewinner, die seine geringwertige Spende mit lächelnder Geste annahmen und eher einen baldigen Anfang wünschten anstatt dieser wohlfeilen Tombola. Aber Francois entwand sich geschickt ihrem Drängen.

„Sie werden mit davonlaufen“, sagte er klagend und zu den Schultern, „Sie werden, meine Herrschaften, keine Ansprüche anerkennen, die ich an Sie, meine verehrten Zuschauer, an die ehrenwerten Bürger der wunderbaren Stadt Marseille geltend machen möchte. Oh, bedenken Sie bitte: Wir sind gezwungen durch Tage und Nächte, um unsere Künste zu zeigen. Haben Sie Geduld, meine Verehrtesten, Geduld, Geduld. Ich habe noch nicht eine Kabe zum Rade meines Wagens verdient, den ich ausbessern lassen muß, noch nicht ein Duzend Muscheln, die ich gerne esse. Ganz gewiß, meine Gäste, Sie verstehen mich.“

Mit solchen Worten bot er weiterhin seine Lose zum Kauf an, halb gequält, halb mit Lachen. Aber die Ungebuld steigerte sich, und ein Keel, der aus den Zuschauern um eine Kopflänge herausragte, verlangte mit zerstreuer Stimme: „Anfangen, mein Freund, wir haben die Zeit nicht gestohlen!“ Francois zuckte vor dieser Aufforderung, die einer Drohung gleichkam, zusammen. Er warf einen demütigen Blick in die Munde und verneigte sich sehr ergeben. Dann nahm er die Mitte des Kreises ein, erakt und stramm in der Stellung. Er ging in die Kniebeuge, pausierte so und lotete mit gestrecktem Arm nach dem Eisen der Augellänge, nahm sie in die Hand und stemmte sie mit verbissenen Lippen. Er stemmte das Eisengewicht, nachdem er es sechsmal gelenkt hatte, lang hinaus und legte es endlich schweratmend nieder.

Da trat ein Matrose vor, stemmte es siebenmal, pausierte darauf, das Gewicht im gestreckten Arme haltend und erfüllte das Duzend, worauf die Menge zu grinsen begann und Francois blaß wurde. „Das können wir alle!“ riefen die Matrosen durcheinander, und ganz allmählich löste sich der Kreis. Die Matrosen drangen bis an die Matte vor und nahmen die Gewichte auf, mit denen sie zu spielen begannen, als wären es Kinderbälle. Man lachte allgemein. Ein härtiger Hafnarbeiter, der nichts gewonnen hatte, schrie: „Man sollte dich verhauen, du Schindluder!“

Francois Diquet blickte ihn fassungslos an. „Oh!“ rief er plötzlich aus. „Zur Männer! Mich friert vor Euch! Ihr seid so kalt wie das Wasser in den Katafomben und grausamer als das Schicksal!“ Er zog seinen Mantel an, den er auf die Riste gelegt

hatte. Aber schon lachte hämisch die Stimme: „Du wolltest uns noch ein letztes, schönes Schauspiel geben. Was wird daraus?“

„Ja!“ antwortete Francois Diquet gepreßt, „ja! Aber gebt Raum! Gebt Ruhe!“ Und er stellte sich breit hin, streckte die Arme aus, als ob er die Menschen segnen wollte, und gebot Schweigen. Dann rief er ein lügendes Beifen hervor, ein Boden und Weinen, und Jeanette blies auf einem Ramm. Da hatte es plötzlich den Anschein, als wäre kein ganzer Mantel in allen Falten lebendig geworden von einem Gewimmel weißer Mäuse, die über den Mantel hinflogen. Aus allen Taschen und Falten kamen diese zarten, weißen Tierchen mit ihren roten Augen, die wie die Köpfe von Streichhölzern sind und mit ihren hauchfeinen Krallen, ihrem rotalchimmernden Fleisch unter dem lichten Fell und ihren emstigen, bebenden Bewegungen. Sie huschten wie geschucht über den Mantel, nachdem sie zuerst sehen und abgernd hervorgekommen waren. Dann liefen zwei von ihnen über sein Gesicht und blieben auf seinen Haaren sitzen. Andere sahen zu Paaren auf seinen ausgebreiteten Händen oder hingen vereinzelt an seinem Mantel, der dadurch auslud wie ein kostbarer Krönungsmantel mit lebendiger Verbrämung.

Und die Menschen, die bislang die Vorführung des reisenden Athleten mit Hohn und kaum verdeckter Gehässigkeit verfolgt hatten, brachen bei diesem Anblick in ein Klatschen des Beifalls aus, worüber Francois ein dünnes Lächeln der Zufriedenheit in sein Gesicht bekam. So paradierte er an dem Spalier entlang, vor ihm her ging Jeanette, die einen weißen Teller trug und kleine Münzen einsammelte, die man auf einmal willig hingab, weil das Völl gerührt war. Diese Leute, die alle zu Hause ihr Häuschen weißer Mäuse haben oder ein Frettchen, ein Meerschweinchen, eine Schildkröte oder sonst ein Tier, diese Leute waren gerührt und überrascht von der wunderbaren Dressur des fahrenden Artisten. Damit traf er das Völl, daß er ein großer Mäusevater war. Nur jener gehässige Keel, der vorhin mit gehässiger Rede gegen ihn angegangen war, nahm nicht teil an der Bewunderung, sondern griff mit langer Hand über die Schultern des vor ihm Stehenden und nahm eines der Tiere von dem Gewande Francois herunter. „Es ist schön“, sagte er, „aber es schmeckt noch besser.“

Damit drückte er sich rücklings durch den Ring, unbehelligt von Handgreiflichkeiten und nur verfolgt von abfälligen Gesichtern und unterdrückten, unwilligen Rufen: „Er hat eine Maus gestohlen!“

Da zuckte Francois ein zweites Mal zusammen. Er trat zurück an den Wagen und legte den Mantel ab. Er rief wie ein Lehrer in der Schule Name um Name herunter: Marie, Louise, Jean, Dithon, Antoine. Und eines nach dem anderen sprangen die kleinen Tiere in den offenen Kasten.

Zuletzt sah nur noch eine Maus aus der Krause des Mantels. Francois streichelte sie. Dann sagte er, und seine Stimme war sehr bewegt: „Er hat Juliette gestohlen ... Romeo wird ihren Verlust nicht überleben können. Man muß barmherzig sein!“

Und er legte ganz sachte seine Hand um den schmalen Hals der kleinen, weißen, sentimentalischen Maus, die ihn mit ihren kleinen, klugen Augen anblickte und drückte ein wenig ...

Jeanette holte eine Kachel aus dem Gerümpel des Wagens, träufelte aus einer Flasche einen Bodensatz Olivenöl hinein und entflamte den Spiritusdocht. Da legte Francois die Maus dazu.

Du findest ...

Du findest — nur immer andere komisch — wie komisch dich aber oft andere finden, ahnst du nicht!

Du findest — so leicht im Leben niemand, den du so leicht betrügen kannst, wie dich selbst!

Du findest — was du besitzt, oft erst dann begehrenswert, wenn es ein anderer begehrt!

Du findest — daß das, was du findest, das einzig Richtige sei — nur leider finden das die anderen nicht immer!

Du findest — nur dann die Güter dieser Erde richtig verteilt, wenn du selbst bei dieser Verteilung nicht zu kurz gekommen bist!

Du findest — auch wenn das Leben noch so schwer ist — doch immer wieder den Mut, ein neues Hoffnungsiegel zu hissen — denn so ist der Mensch!

To—To.